

Die Handschube.

Von Kurt Münger.

Berlin war endlich eingeschneit. Die weiße Stadt sah ganz verwandelt aus, verpöbelte weihnachtlich, und abends, wenn die Laternen den weiß fallenden Schnee zu goldenen Flocken machten, war es wie in Märchen.

Solch ein zauberlicher Abend war es, als ein kleines Mädchen eine laute und belebte Straße verließ und in eine stillere einbog. Da waren nur sehr wenige Wohnhäuser mit kleinen Gärten und prächtigen Portalen. Der Schnee lag unbedeckt auf Steinen, Gittern, Fenstersimsen. Es war gar nicht kalt, die unbewegte Luft schien fast lau.

Das Mädchen ging langsam und vergnügt dahin und schlenkerte ein Täschchen hin und her. Man sah es ihrem hochgetragenen Köpfchen an, daß ein heimlicher Stolz ihre Brust schwellte. Niemand erriet, was für ein tüchtiges Mädchen sie war; man konnte es ihr wirklich nicht ansehen. Man sah nur, daß sie hübsch und fein war, blond und braunäugig, gut angezogen und sitzbar. Aber keiner von allen Leuten, die an ihr vorübergingen, wußte, daß sie eine kleine Künstlerin war! Eine Strickkünstlerin! Das mag ja in ruhigen Zeiten nicht viel und nichts Außerordentliches sein, aber jetzt hatte das etwas zu bedeuten. Fräulein Kullide, die Handarbeitslehrerin, hatte heute vormittag laut und vernünftig vor der ganzen Klasse gesagt: „Gerda, du bist wirklich eine kleine Künstlerin!“

Und warum? Gerda strickte Handschuhe! Aus weicher silbergrauer Wolle strickte sie fünfvingerig, nicht etwa Fausthandschuhe für ihren Bruder im Feld. Weiß Gott, das klingt nach gar nichts und ist doch etwas ganz Besonderes. Handschuhe sind nämlich weit schwieriger als Socken oder Leibbinden oder Halschals. Von allen sechsundzwanzig Mädchen in der Klasse konnte nur noch eine außer ihr dieses Kunststück fertig bringen, und auch die nur langsam und mit vielen verlorenen Nadeln! Aber sie Gerda, strickte das schwierige Werk mühselig und rasch, die Handschuhe formten sich so von selbst unter den klappernden Nadeln, einer war schon ganz fertig, und der zweite halb.

Aber Gerda war auch fleißig gewesen. In allen freien Stunden hatte sie gestrickt. Wenn sie in die Schule fuhr, hatten ihre Nadeln geklopert, wenn die Mutter abends die Zeitung vorlas, hatte sie gearbeitet. Selbst heute nachmittag, wo sie bei ihrer besten Freundin Metta zum Kaffeegedanken gewesen war — ach, es hatte Schokolade und Ananastorte gegeben, zwei Stück für jede und einen großen Alexander Schlagobren — hatte sie nicht geruht. Und sie hätte noch den Daumen fertig bekommen, hätte sie nicht pünktlich um sieben Uhr daheim sein müssen. Nun eilt sie schneller, die letzten hundert Schritte. Und da war auch schon das Haus.

Als sie oben läutete, hörte sie hinter der Tür schon laute und freundliche Stimmen. Das wunderte sie. Sonst war es immer sehr still bei ihnen. Die Mutter dachte doch um den Einzigen, der draußen im Ofen stand, von Gesecht zu Gesecht marschierte und sich das Kreuz endlich verdient hatte. Was gab es da drinnen?

Oh, die Mutter weinte, und Marie, das alte Mädchen, weinte. Aber es waren eitel Freudenstränen. Denn soeben war ein Telegramm gekommen: Fritz, der Leutnant, würde auf dem Wege nach dem Westen Berlin passieren, heut nacht, um zehn Uhr läge es auf dem Militärbahnhof Tempelhof eine halbe Stunde Aufenthalt. Ach, welches Glück! Ein unverhofftes Wiedersehen, nach sechs Monaten, und auf wie lange Zeit hinaus? Schon jetzt war die Freude wehmütig verklärt.

Aber auch Gerda brach in Tränen aus, so leidenschaftlich, wie nur die kleinen Sechsjährigen weinen können. Und als die Mutter sie tröstend umfing, sagte sie weinerlich: „Ich hab ja die Handschube nicht fertig. Erst einen. Und den zweiten halb. Und nun kann ich sie jetzt nicht geben. Und er wird denken, ich bin faul gewesen und will nicht mehr.“

Sie beruhigte sich erst, als die Mama ihr rief, dem Bruder den einen Handschuh mitzubringen. Den zweiten würden sie in acht Tagen als Feldpostbrief nachsenden. Solange konnte er sich schon noch behelfen. Das sah Gerda ein. Und nun begann sie, zu rufen, zu pöbeln. „Alles! Gutes sollte doch der Durchgehende mitbekommen. Und Marie flog hinunter um Rum und Schokolade, und Mama lief ihr nach, weil die Zigarren vergessen waren, und Gerda hüte das Haus und packte ihre silbergrauen Handschuhe in Seidenpapier, und ein himmelblaues Band kam herum. Und das mußte wieder fort, weil ein schwarzweißes Band verlorener schien.“

Um neun Uhr brachen sie auf, alle drei. Denn auch Marie hatte eilende, mitgehen zu dürfen. Sie war ja so stolz auf den jungen Herrn, der zwischen Leutnant geworden war. In

der ganzen Straße gab es keinen schöneren Mann, und sie wurde auch von allen Kolleginnen gehörig beneidet um ihre gute, warme und freundliche Stellung.

Ein schwarzer Menschenstrom wälzte sich dem Bahnhof zu. Da unten glänzten die Gleise wie gefrorene Mirasale weithin. Bunte Laternen glühten dazwischen, und der Schnee strahlte alles wider. Fast nur Frauen waren es, die da aus der Stadt kamen, zu Fuß, zu Wagen und Auto, mit der Straßenbahn. Die Nacht wurde laut und lärmend: Junge Mädchenstimmen schallen erregt. Auch Kinder trappelten dazwischen. Wie eine Flut Sehnsucht und Liebe schwall es heran und stürzte auf den Bahnhof hinab.

Gerda stand zwischen der Mutter und Marie. Sie zitterte vor Erregung. Der Zug konnte noch lange nicht kommen, aber schon starrten alle hinaus, wo die erhellte Nacht sich wieder in Finsternis verlor. Drüben über der Stadt lag tief eine rot angeleuchtete Wolke. Jemandwo zischte Dampf, gelte eine Signalpfeife.

Der Zug lief nicht pünktlich ein. Es galt zu warten. Gerda, die sonst um neun Uhr schon schlief, wußte nichts von Müdigkeit. Sie rührte sich nicht. So klein sie war, so begriff sie doch dieses Große und Erschütternde. Diese Pause im Krieg, dieses Wiedersehen im großen Sterben. Alle die hundert Menschen schienen nur ein einziges Herz zu haben. Mit namenloser Inbrunst schlug es dem Zuge entgegen, der jetzt hörbar wurde. Es brauste und wachte fern im Finstern, zwei Augen glühten draußen auf, ein Ungeheuer, das, den Kopf geduckt, über die Erde dahinjagte. Näher und näher. Es donnert, Stahl und Eisen, es zischt, es braust, es kreischt. Das sind schon die Bremsen. Er jagt nicht vorbei, der Zug mit den hellen Fenstern, den Schatten darin. Langsamer, langsamer. Schon werden aus den Schatten Menschen, Weiber, Gesichter. Und ein Schrei steigt auf, ein Hurra, das braust wie ein jäher Sturm empor. Und hinein laute Rufe, Namen über Namen von zitternden Frauenlippen. Der Zug hält. Einen Herzschlag lang Stille, Schweigen, Startheit. Und dann Getöse, erhobene Arme, bleiche Gesichter, nasse Augen, Lachen und Rufen. Junge Mädchen teilen Suppe und Brot aus, Zigaretten und Tee. Alles ist plötzlich voll von Soldaten. Graue Gestalten, schmutzige und saubere, lachende, ernste, suchende, einsame, von vielen umschlungene, hier verwilderte Bärte, dort Knabengesichter, Jünglinge, Männer. Wie ein Glückssturm ist es über allen.

Gerda hängt am Rock des Bruders. Die Mutter hält den Sohn in den Armen. Marie weint und lacht durcheinander, und das Schwesterchen umklammert den Leutnant, daß man sie nicht von ihm trenne. Wie Mama glücklich lacht! Sie stopft ihm alle Taschen voll, sie fragt hundert Fragen, wartet keine Antwort, ab, küßt den großen Jungen, tätschelt ihn, sieht ihn an. Er ist heil und gesund. Wie stolz blüht das Kreuz an seiner Brust! Wie schön ist er! So männlich, so reif, so freudig-ernst!

Und überall solche Gruppen der Liebe. Aber hier und da auch Einsame, die keinen haben, die niemand erwartet. Fast bitter bliden sie auf die Glücklichen, die zwischen den Schlachten Liebe, Heimat, Frieden atmen dürfen.

Gerda wagt endlich, ihren Handschuh anzubieten. Ach, sie tut es nicht mit ungetrübtem Stolz. Es ist ja nur einer. Aber sie erzählt sofort dem Bruder die Geschichte, und daß er den zweiten sehr bald nachkommen soll. Er hebt sie auf, als wäre sie ein kleines Kind, küßt sie, packt den Handschuh aus, lobt ihn sehr, ist entzückt und steckt ihn ein. Gerda ist nun doch ganz stolz. Und dann soll er erzählen, der Fritz. Denn was sind Briefe? Jetzt, wo man ihn lebendig hat. —

Aber da ein Ruf, ein gellender Pfiff, der Umarmungen trennt, Liebesworte zerreißt. Einseitigen Weiter! Fort, hinaus in die Schlacht! Der Traum ist vorüber. . . Alles hat sich durcheinander. Das Lachen erstickt. Die Wagen füllen sich. Tausende Hände, die hinauf-, hinab-, hinüber, weiter. In den Wipfeln lauft es. Jetzt bergan. Flüsterstimmen. Wieder Schweigen. Aber der Atem Hundertert geht auf und ab wie das Rauchen eines großen Tieres. Es tropft von den Bäumen, es riefelt überall, es ist wie Musik in der Nacht oder wie Kinderweinen.

Auf einmal ein Schuß, ein Trompetensignal. Ein Feuer kommt auf. Sie sind entdeckt. Sie antworten mit Hurra. Aus dem Schleichen wird Sturm, Lauf, Ueberfall. Jäh ist die ganze Nacht aufgeweckt, die Stille zerissen. Die Schiffe proffeln. Es schlägt in die Wipfel ein, Kessel fallen. Ein Menschenschrei, Stöhnen, Fluchen. Und schon Kampf Mann an Mann. Bajonette blitzen, Messer, Säbel. Die Flinten schwirren. Um eine Kanone ist wildes Getöse. Einer steht oben auf dem Rohr und schwingt den Geschützloben. Ein Schuß, er heult auf, stürzt in die Ringenden hinab. Es riefelt nach Blut

Die kleine Gerda fröstelt. Sie weint nicht mehr. Aber jetzt weint die Mutter. Erst jetzt. Mit dem Tuch, womit sie dem Sohne nachgewinkt, bedeckt sie das Gesicht und schluchzt, schreit auf, als bräche ein unbewinglicher Schmerz durch. Jetzt darf sie weinen: der Sohn sieht es nicht mehr.

Als am nächsten Morgen die Mutter an Gerdas Bett trat, um sie zum Schulgang zu wecken, lag das Kind mit offenen glänzenden Augen und roten Backen da. Es wußte nichts von sich und der Umgebung und plüßterte nur aus dem Dämmern, in dem es wehte, in die Wirklichkeit hinüber: „Den Handschuh. Ich muß ihn fertig machen. . . den Handschuh.“ . . .

Sie wurde unruhig, aber als Wolle und Nadeln in ihren Händen lagen, ward sie still. Sie lächelte und wollte striden. Aber die Nadeln klapperten nur, die Maschen fielen herunter, der Faden verirrte sich. Dann kam der Arzt. . .

Es war acht Tage später. Es gab keinen Schnee und keinen Frost mehr. Er taute. Von allen Dächern und Simsien tropfte und rieselte es, es rauschte und plätscherte. Tief hängende Wolken schoben sich über die Stadt hinweg. Es war wie Vorfrühling. Die Uhren schlugen Mitternacht, aber die Klänge verloren sich ungehört in der dichten lauen Luft.

Noch nach dieser Stunde waren in der großen Stadt viele Fenster hell. Da gab es Stuben, in denen man lustig, in anderen wurde gelesen, gearbeitet, gewinkt. In vielen mochten auch Kranke, ja Sterbende liegen. Die Mauern schwiegen und verbargen.

Da, wo die kleine Gerda lag, brannte eine Kerze hinter einem Papierschirm. Das Zimmer war trübe erhellt und dumpf. Auf die Fensterleiste tropfte es monoton, die Straße war ganz still. Im Sofa schlief, müde zusammengesunken, die alte Marie. Über die Mutter wachte. Sie sah an Gerdas Bett und betrachtete hart das bleiche stille Gesicht. Gerda atmete laut, erschreckend laut, das Klang, als gurgelte das Schweben, als tochte die Stille. In der Fingerring hielt sie den Handschuh. Keine neue Nahe war hinzugekommen. Aber man hatte ihr das Strickzeug niemals fortnehmen dürfen. In ihren Fieberträumen rief sie angstvoll danach. Sie wollte den Handschuh fertig machen für Fritz, der so arg an der unbeschnittenen Wunde freieren mußte. Aber seit heut war sie still geworden.

Die Mutter hatte schon an manchem Sterbend gegessen. Sie wußte, was das bedeutete, als der Atem lauter und lauter wurde. Das war das Rächeln, mit dem das Leben scheidet. Gerdas müde Finger lösten sich, die Arme fielen zurück. Sie schlug die Augen auf, und im gleichen Augenblick ging mit diesen schönen braunen Augen eine furchtbare Veränderung vor sich. Und schon war das Kind still. . .

Diese Stille war so groß und endlich, daß die alte Marie davon erwachte. Benommen sah sie, wie die Frau vom Bettchen aufstand und das Strickzeug, den unvollendeten Handschuh, in die Kommode legte und dafür ein weißes Tuch herausnahm. Als sie das über das kleine Kind breitete, mit länder und liebevollen Händen, schrie Marie, des Geschehenen jäh bewußt, laut auf. Aber die Frau wachte sich um und bedeutete ihr mit einer herrischen Gebärde, still zu sein und das heilige Schweigen nicht zu stören.

Es ist dieselbe Nacht, aber unten in den Vogelnestern. Zwei deutsche Infanteriekompanien haben den Beschluß, eine Höhe zu nehmen, die der Feind besetzt hat.

Überall ist der Schnee geschmolzen, nur im Walde liegt er noch hoch, weich, weiß. In der Dunkelheit leuchtet er. Der Föhn streicht durch die Fichten. Es duftet berauschend nach Frühlingssäften. Leise, vorlichlich schleichend schattenhafte Gestalten durch Unterholz, zwischen Bäumen. Es kommt eine Lichtung, fumpfig, es klafft unter den Stiefeln. Gefüllte Stämme, Holzstöcke, nasse Gräben. Hinüber, weiter. In den Wipfeln lauft es. Jetzt bergan. Flüsterstimmen. Wieder Schweigen. Aber der Atem Hundertert geht auf und ab wie das Rauchen eines großen Tieres. Es tropft von den Bäumen, es riefelt überall, es ist wie Musik in der Nacht oder wie Kinderweinen.

Auf einmal ein Schuß, ein Trompetensignal. Ein Feuer kommt auf. Sie sind entdeckt. Sie antworten mit Hurra. Aus dem Schleichen wird Sturm, Lauf, Ueberfall. Jäh ist die ganze Nacht aufgeweckt, die Stille zerissen. Die Schiffe proffeln. Es schlägt in die Wipfel ein, Kessel fallen. Ein Menschenschrei, Stöhnen, Fluchen. Und schon Kampf Mann an Mann. Bajonette blitzen, Messer, Säbel. Die Flinten schwirren. Um eine Kanone ist wildes Getöse. Einer steht oben auf dem Rohr und schwingt den Geschützloben. Ein Schuß, er heult auf, stürzt in die Ringenden hinab. Es riefelt nach Blut

und Schweiß und Pulver. Ein Reifigbüchel lodert auf und umflammt mörderische Gruppen. Weiße Traumphantasten haben Fleisch und Blut und Gestalt bekommen. Kleine schwarze Soldaten fliehen, andere werfen die Waffe fort. Verwundete ducken sich vor Fußtritten.

Als der Morgen graut, trübe, schwer und lau, atmen die deutschen Sieger auf. Sie sammeln die Verwundeten, Freund und Feind, und begraben die Toten. Ein junger Leutnant ist dabei. Er hält, glücklich lächelnd, die Linke auf sein Herz gepreßt. Und dieses Herz ist durchgeschossen. In seiner Brusttasche findet man einen weichen, silbergrauen Handschuh. Die Kugel hat ihn durchlöchert, und das Herzblut hat ihn gerötet.

Oben auf der Höhe unter einer alten Buche kommt der Leutnant in die Erde. Die Mannschaft entblößt die Köpfe, ein stilles Gebet, und die Zeit, der Krieg, der Mond rollen weiter.

Die Mutter sah am Tisch vor einem leeren Bogen und wußte nicht, wie sie es dem Sohne mitteilen sollte, daß man Gerda gestern begraben hatte. Die kleine Gerda, die sich erkälte hatte, als sie dem Bruder den Handschuh zum Zuge gebracht hatte; die kleine Gerda, die noch sterbend den zweiten Handschuh fertig machen wollte, bis ihn der Tod aus der irdischen Hand nahm.

Während sie so sah, kam die alte Marie herein. Ein Feldpostbrief, schwer und gewichtig. Und von fremder Hand.

Wie zitterte das Messer, das ihn aufschnitt! Ein Brief war darin vom Hauptmann, ein Zigarettenstängel, ein Ring, eine zerbrochene Uhr, ein Taschenuhr und ein Handschuh. Ein weicher, silbergrauer Handschuh, von einer Kugel durchlöchert und mit Blut getränkt. . .

So waren sie wieder zusammengesommen, die beiden Handschuhe, unfertig der eine, zertrümmert der andere. Und wie die Mutter so das sah, die beiden in der Hand, war's ihr, als wäre ihr auf der Welt nichts weiter geblieben denn ein Stückchen Wolle mit dem Blut des Sohnes und dem Todesgeschweiß der Tochter.

Im Fieberwahn.

Novelle aus Neu-Kamerun von S. Heße.

Der Leutnant Wilhelm Fahne erwachte. Die Glieder waren ihm schwer wie Blei, und er fühlte sich noch geschlagener als vor dem Schlagen. Wie in einem qualvollen Traum vernahm er, wie seine Milizsoldaten neben dem Zelt aufstehen. Er mühte es auch tun, doch hat er keine Courage. Eine unüberwindliche Lahnheit bannt ihn auf den Boden.

Da plötzlich tönt ein Schrei durch das Dunkel und weckt den Widerhall des Tropenhochwaldes. Man hört Schritte, dann kurze Rede und Antwort. „Tantary ist es!“ „Ist er tot?“ „Aber da ist ja Blut!“ ruft eine europäische Stimme.

„Blut! Trotz seiner Schwäche springt Leutnant Fahne auf wie ein Reh über die Stiere. Es ist ihm, als wäre sie mit einer jähem Schick bedeckt, die auf der Haut liegt. Doch er achtet nicht darauf und tritt aus dem Zelt.

Dort am Feuer, wo die targe Mahlzzeit der Truppe kocht, hat sich eine Gruppe gebildet. Als sie seine Stimme vernahmen, treten sie zurück, und in dem phantastischen Licht der Flammen gewahrt er einen ausgesprochen Körper. Das Antlitz ist schon stark. Die Augen stieren trübe — es ist ein Toter, der zu den Füßen des Leutnants liegt.

„Das Fieber, nicht wahr?“ Der Sergeant Karlschhoe blickt sich und wendet den Leutnant so, daß die linke Seite vom Feuer beschienen wird. Und da erblickt der Offizier in der Höhe des Herzens eine klaffende Wunde, aus der noch einige Tropfen Blut sidern.

„Ermodet. . . ? Von Wem? Wie?“ Der Sergeant deutet nur durch eine Gebärde an, daß er es nicht weiß. Ein schwarzer Träger aber gibt dem Geantenden aller Ausdruck:

„Art und Weise der Wilden, das!“ Ein Ausruf Karlschhoes läßt die Gruppe schauernd zusammenfahren. „Herr Leutnant. . . da. . . auf Ihrer Stirn!“

Inkintiv hebt Leutnant Fahne den Arm, doch vollendet er die Bewegung nicht — er hält die Hand in Augenhöhe, von den rötlichen Flammen erhellt.

Auch an seinen Fingern klebt Blut! Da entfinnt sich der Offizier eben als er auffand, fuhr er sich mit der Hand über die Stirn. Daher der rote Fleck, den der Sergeant entdeckte. „Sie sind doch nicht verletzt, Herr Leutnant?“ „Nein.“

Barth wendet sich Fahne zu seinem Zelt und tritt ein. Ein Schrei bringt heraus zu den andern — schon erschreit er wieder und hält etwas in der Hand. Er nähert sich dem Feuer, und nun gewahren alle einen Dolch, dessen Klinge mit einer dicken, braunen Schicht geronnenen Blutes überzogen ist.

„Mein Messer!“ kommt es über die zuckenden Lippen des Offiziers. „Mit meinem Messer hat man ihn erschossen!“ Ein ganz unvernünftiges Entsetzen bemächtigt sich seiner Leute. Was ist das für einer, der da so geschickt und mutig ist, um den Feinden zu täuschen und in das Lager einzudringen — um im Zelt des Befehlshabers einen Dolch zu stecken, einen Milizsoldaten damit zu töten und dann die Waffe wieder hinzulegen, wo er sie genommen. . . ?

Die Soldaten blicken um sich und spähen in das Gebüsch, das sie einschließt. Wenn man sie nicht zurückhielte, würden die Milizleute ins Dickicht eindringen und Treibjagd machen. Doch ein Leutnant mehr darf den Marsch der Kolonne nicht aufhalten. Sie müssen aufbrechen.

Schnell ist ein Grab geschaufelt. Tantary wird hineingelegt, und die Soldaten ziehen weiter. Schon über einen Monat hat das Detachement der Schutztruppe seine Station am Sanghastfluß verlassen mit dem Auftrage, das Gebiet zu erschließen, das Kamerun mit dem Abgang verbindet und bei dem letzten Vertrage von Frankfurt an Deutschland abgetreten wurde.

Ueber einen Monat marschiert er in dem fumpfigen Walde. Die Männer sind mager. Ihr Blut hat die Kraft verloren. Es ist nur noch eine helle Flüssigkeit, der das purpurne Leben entflohen ist.

Es sind ihrer fünfzig — fünfzig braune Köpfe mit stahlharten Blick. Drei Weiße befehlen sie: zwei Unteroffiziere und der Leutnant Fahne. Alle seine Waffen hat der feindselige Wald gegen sie aufgeboden. Und als wäre er noch nicht mächtig genug, sind ihm die Eingeborenen noch zu Hilfe geeilt — lauernd umstreifen sie die Kolonne.

Niemand kann sich von der kleinen Truppe entfernen, oder er ist ein Kind des Todes. Von allen Seiten spähen grausame Augen, und scharfe Klänge lauern auf den Augenblick, da sie den Leib des Weißen und seiner Soldaten zerstückeln können. Zuweilen pfeift eine Sagaye (Speiß der Wilden) aus dem verräterischen Dunkel. Wie wahnwitzig kürzen die Soldaten hinzu, doch nie finden sie etwas.

Der Marsch wird immer beschwerlicher. Der Leutnant marschiert an der Spitze der Truppe. Jeden Augenblick strauchelt er — seine schweren Hüfte haben nicht mehr die Kraft, sich über die Wurzeln zu heben, die wie riesige Schlangen über den Boden kriechen. Der Schädel brummt ihm — wie Feuer strömt es durch seine Adern.

Schon mehrere Tage hält ihn die geheimnisvolle Krankheit in ihren Klauen und nimmt ihm alle Lebenskraft. Gestern konnte er sich kaum auf den Füßen halten. Wird er heute die Etappe zurücklegen? Dem Fieber verheert, schwankt sein Körper, schwer wie Blei.

Er muß wieder an den ermordeten Soldaten denken. Unwillkürlich reißt er sich die Hände, als wolle er einen hartnäckigen Fled entfernen. Langsam geht es weiter. Endlich schlägt die Stunde der Rast. Die Männer strecken sich aus und suchen im Schlaf die vorausgehenden Kräfte zu ersehen. Wie niedergeschlagene Tiere liegen sie da. Die Nacht kommt und bringt ihnen verhältnismäßige Ruhe.

Wieder graut der Tag — sie müssen aufbrechen. Da ein Schrei: „Herr Sergeant. . . ein Toter!“ Wirklich — regungslos liegt ein Milizsoldat da, und seine linke Seite zeigt in der Höhe des Herzens die gleiche tödliche Wunde wie bei Tantary.

Bei dem Ruf ist der Leutnant aufgefahen — er hat sofort begriffen, was los war. Der geheimnisvolle Mörder hat ein neues Verbrechen begangen. Und ein Stöhnen entringt sich seiner Brust — an seinen Händen klebt es wieder rot wie gestern, und der Dolch neben seinem Kopf ist von neuem braun gefärbt.

Mühsam und bang geht es weiter. In der krennenden Sonnenscheibe, die wahnwitzige Ideen erzeugt, erscheint ihnen der Mörder als ein phantastisches Wesen, als ein blutiger Gott. Er ist da, unter den verräterischen Bäumen, immer bereit, sich auf die kleine Schar zu stürzen. Blicke wälzt sein Blick schon sein nächstes Opfer in der Truppe.

Der Leutnant konnte nicht marschieren. Erschöpft, im Fieberfrost schlotternd, nicht Her seines Willens, mußte er sich auf einen Maulsack heben lassen, dessen Last auf die anderen verteilt wurde.

Vom erstenmal unter dem besten Laubgewölbe wird die Kolonne von Furcht befallen — von der abergläu-

bischen Furcht der Menschen, die noch auf der Stufe des Kindes stehen, die sie wehrlos dem Feinde in die Hände spielen würde.

Noch einmal bezieht die Truppe ihr Lager, und die Nacht sinkt herab. Am nächsten Morgen wundert sich niemand, einen neuen Leichnam zu finden und die Hände des Offiziers mit Blut befleckt zu sehen.

So beginnt der dritte Tag des Grauens. Der Leutnant hockt auf dem Maulsack. Er wendet alle Kräfte an, um sich an den Sattel zu klammern und nicht auf den Boden zu sinken, wo er die Ruhe endlich finden würde. Der Tod bedroht auch ihn, nicht mit scharfer Klinge, sondern mit seinem furchtbaren Genter — dem Fieber.

Auf dem Lagerplatz nähert sich Karlschhoe und sagt: „Ich werde bei Ihrem Zelte wachen, Herr Leutnant. Wenn Sie etwas brauchen. . .“ „Nein, nicht nötig. Ruhen Sie sich aus, Sie haben es nötiger als ich.“ „Wie Sie wünschen, Herr Leutnant.“

„Gute Nacht, Karlschhoe.“ „Gute Nacht, Herr Leutnant.“ Und die Stimme entfernt sich. Von neuem brüht das tiefe Schweben.

Der Leutnant denkt an den Kerl, der wohl in diesem Augenblick um sein Zelt schleicht und auf den günstigen Moment lauert, um hineinzudringen und die mörderische Waffe zu ergreifen.

Höhnisch malt sich der Offizier den Empfang aus, den er dem Scheusal bereiten wird. Seine Hand fährt nach dem Heft des Dolches. Beim Morgengrauen wird die Klinge wieder mit Blut befeuchtet sein, doch nicht mit dem Blut eines Soldaten, sondern mit dem des Mörders selbst. . .

Ein Schrei, der jäh an sein Ohr tönt, ruft ihn zur Wirklichkeit zurück. Was ist denn? Gewiß der Mörder! Ein paar Hände fesseln seine Arme. Wütend sträubt er sich. Er hat das Messer noch in der Hand und sucht damit zu schlagen, den Gegner niederzustrecken.

Aber wo ist er denn eigentlich. . . ? Ueber seinem Haupte wölbt sich der Hiesendom des Urwaldes. Einige Sterne schimmern durch das Laubdach. Sollte er das Zelt verlassen haben, ohne es zu merken. . . ?

Ein Gesicht beugt sich über ihn. Ist es das Gesicht des Mörders? Nein, es sind die bekannten Züge eines seiner Soldaten.

Und andere eilen noch herbei. Aufgeregt Worte treffen das Ohr des Offiziers, der noch immer auf den Boden niedergebückt wird. „Was fesselt du denn den Herrn Leutnant. . . ?“

„Hat sich auf mich gestürzt mit Messer. Ich nicht geschlafen, mich gemehrt!“ „Was sagst du da?“ Der Mann wiederholt seine Erklärung.

Mit konsternierter Stimme, in der größeres Entsetzen liegt denn, je, da plötzlich ein Gedanke in ihm aufblüht, läßt der Sergeant: „Du lägst! Das ist ja nicht möglich!“

„Ich nicht luge!“ erwidert der Schwarze. Warum, warum nur hat er das getan?“ murmelt Karlschhoe. „Ah, ich verstehe, wohl das Fieber. Die hämmerische Gallsucht erzeugt solche periodischen, unbewußten Anfälle. . .“

Gefühllos hat Leutnant Fahne alles mit angehört. Er kann es noch gar nicht glauben. Er sollte die Leute ermordet haben, Tantary und Gumbo? Sollte das Fieber das schauerhafte Verbrechen vranicht und ihn zum Mörder gemacht haben an den Soldaten, die er doch gern hat?

Zuckende Empörung gegen das alles zu furchterliche schüttelt den unglücklichen Offizier. Einen Augenblick schlagen seine Augen trampfahrig nach den Wäldern, als wollten sie trotz allem leugnen. . . das Blut leugern, das seine Hände befeuchtet. Doch plötzlich wirft er sich dem Sergeanten in die Arme.

Da er mit dieser unheimlichen Erinnerung nicht mehr leben konnte, hat er sich den Tod gegeben, wie den Soldaten, die er im Fieberwahn umgebracht.

— Instruktion. Unteroffizier — Was muß dienliche sein, der mit militärischen Ehren begraben wird? Retru: Tot muß er sein!

— Sicheres Mittel. A.: Was ist denn eigentlich aus unserem Freundem Großmann geworden? B.: Der hat auf sechs Monate eine Stellung in einem Pulvermagazin angenommen. A.: So? Warum denn? Der hat es doch gar nicht nötig, der könnte ja als Rentier leben! B.: Ja, wenn Sie, das hat seinen guten Grund, er will sich nämlich das Rauchen abgewöhnen!